



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pariser Botschaften.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

u. s. w. erscholl es in die dunkle Nacht hinein, in vollem Chor kräftiger Männerstimmen, und laut tönend gab das Echo der Felsen die letzten Strophen zurück.

Der Commandant, der unsre Trinkgesellschaft etwas früher aufgehoben hatte, war zuletzt noch mit einigen Officieren an das Feuer der Unterofficiere getreten, und hatte es nicht verschmäht, einen ihm credenzten Lederbecher mit Wein auf das Wohl der braven 2. Compagnie zu leeren. Ein stürmisches „Vive le commandant, vive notre commandant!“ nicht bloß formmäßig, sondern aus innerem Antriebe gebracht, war die Entgegnung der Unterofficiere. „Comptez sur nous, mon commandant“, riefen kriegsmuthig mehrere Stimmen.

Gegen 11 Uhr machte ein Befehl des Commandanten dem ganzen Fest ein Ende. Die Officiere gingen zu ihren Compagnien, die Corporale zu ihren Corporalschaften, die Vivandieren bereiteten sich wie gewöhnlich ihr Lager unter den Rädern ihrer Karren. Leinwandvorhänge konnten an allen Seiten an denselben herabgelassen werden, so daß ein kleiner, vor allzu neugierigen Blicken gesperrter Raum entstand, der zum Boudoir der Marktenderin dienen mußte. Eine tiefe Stille herrschte bald im ganzen Lager, nur von den nächtlichen Stimmen der Landschaft, von dem Schnarchen einzelner Schläfer und dem leisen Geplauder der Wachtmannschaft unterbrochen, die, das Gewehr im Arm, bereit saß, beim ersten Alarmzeichen den Kampf aufzunehmen. Den Sattel unterm Kopf, den Mantel als Decke, streckte auch ich mich am gastlichen Feuer des Commandanten hin, die Ruhe suchend und findend.

v. W.

Pariser Botschaften.

Paris war diese Woche wieder in ungewöhnlicher Aufregung; die feierliche Aufnahme Montalemberts in die Akademie hatte die große Gesellschaft einige politische Fastenpredigten hoffen lassen, und die Neugierde der schönen und reichen Welt war so groß, die Nachfrage nach Eintrittskarten so häufig, daß ein Einlaßschein in den Tempel der unsterblichen Langweile bis zu dreihundert Franken verkauft wurde. Was man in Paris nicht alles kaufen kann! Herr von Montalembert, der Panegyriker der heiligen Elisabeth, hatte diesmal den Lobredner des Historikers und Moralphilosophen Droz zu machen, und Guizot die Antwortrede übernommen. Die guten Pariser vergessen, daß die Jungbuonapartisten, die ihre Censur bis auf das fromme Wort auf der Kanzel und ihren Ostracismus bis auf die Männer der Kirche ausdehnen, vor den auf grüne Sammetkragen gestickten Lorbeerkränzen der vierzig Unsterblichkeiten auch nicht zurückschrecken werden, und sie drängten sich mit Haß und Schadenfreude in das Amphitheater des Instituts. Die Erwartungen aber wurden alle getäuscht, die Anspielungen auf die gegenwärtigen

Zustände fielen sehr mager aus, und Montalembert sowol als Guizot machten bloß der Revolution, der alten wie der neuen, den Proceß. Montalembert nahm Droz' Hauptwerk, die Geschichte Ludwig XVI., zum Anlaß, die Constituante von 1789 auf's Entschiedenste zu bekriegen. Die ganze Opposition des neuen Mitgliedes beschränkte sich daher darauf, die in der letzten Constitutionsphantasie Louis Napoleon's als oberste Grundsätze hingestellten Ideen von 1789 zu läugnen. Montalembert suchte, von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß die Revolution noch nicht vollendet sei, zu beweisen, daß diese nur Böses im Gefolge haben könne und gehabt habe. Er verfißt im Interesse der Freiheit die katholische Orthodogie, und sucht die Quelle aller Uebelstände unsrer Gesellschaft in dem Mangel an religiösem Glauben, der sich namentlich in Frankreich überall ausspreche. Er bekämpft die Revolution in allen ihren Aeußerungen in politischer, literarischer, wie künstlerischer Beziehung. Er kehrt ungescheut und ohne Phase zum Mittelalter zurück, und selbst die Kunst hat eine Bedeutung für ihn, in sofern sie Ausdruck der christlichen, lies christkatholischen Idee ist. Der Panegyriker der ungarischen Heiligen zürnt seinem Vorgänger, daß er in seinen Schriften über Kunst nicht zum Verherrlicher der Kathedralen und Klosterbauten geworden, welche das Mittelalter aufgeführt. Montalembert's Rede ist der Ausfluß der radicalsten Reaction, und man kann nicht ohne Lächeln die Verirrungen eines so geistvollen Mannes mit ansehen. Montalembert befand sich übrigens ganz in seinem Elemente, und im Feuereifer für die katholische Propaganda fand er die schönsten Bewegungen seiner rednerischen Blüthezeit wieder. Er gemahnte an Peter, den Einsteiner, und noch jetzt, wo die Ereignisse selbst seine eigenen Absichten und Hoffnungen weit überflügelt haben, feuert er zu einer literarisch politischen und künstlerischen römischen Expedition gegen die Civilisation an. Er predigt für einen neuen Kreuzzug gegen die moderne Philosophie, gegen die moderne Anschauung des Lebens, und der Präsident mag mit Erstaunen erfahren, daß er, auch abgesehen von seinem frivolen Socialismus, wie vom Ursprunge seiner heutigen Macht, ein Demagog ist, im Vergleiche zu dem, was der Stimmführer der clerikalen Partei vom Chef der Regierung erwartete. Die Form der überaus langen, obgleich vielfach abgekürzten Rede sucht vergebens die akademische Objectivität, die attische Ruhe, die gewiegte Kälte eines vollendeten Philosophen zu erreichen; der Tribun, der theologische Polemiker, der Journalist guckt aus jeder Zeile des akademischen Probestücks hervor. Es ist der alte Montalembert, der Burggraf, der Redner der Poitiersgasse, und indem er der revolutionairen Partei vorwirft, die Geschichte nach ihrem philosophischen System zu verfälschen, tritt er selber mit einer ans Unglaubliche grenzenden Entstellung der französischen Revolution auf. Der Schluß und die Moral der langen Rede — der Cardinalerzbischof nickte nicht umsonst beständig Beifall — war, daß die Kirche Alles in Allem sei, und daß das beste Mittel, den Völkern die Freiheit zu behalten, der monarchische Absolutis-

mus von Gottes Gnaden sei. Komischer noch als Montalembert's Rede ist die Antwort Guizot's. Dieser hinkt seinem Gegner von ehemals mit den verbindlichsten Kraftfüßen entgegen, und indem er dem Montalembert der Opposition einige Siege mit flacher Klinge versetzt, ist er einverstanden mit dem katholischen Montalembert des absoluten Régime. Der Protestant Guizot hält es allenfalls für unangemessen, das Edict von Nantes zu adoptiren, aber im Uebrigen sieht er durch Montalembert's erkatholische Brille. Seine Rede ist als Beitrag zur culturhistorischen Entwicklung unsrer Zeit unbedeutender, als die erste beste Seite aus seiner Geschichte der Civilisation. Allein der Form nach ist sie meisterhaft und tadellos, wie eine antike Statue. Guizot wird zum Apologeten des Klerus in Frankreich, nachdem er im Namen der Akademie sorgfältig Montalembert's Ansichten zurückgewiesen, und er theilt sich mit dem neuen Collegen großmüthig in das Anathem der gelehrten Körperschaft. In seiner naiven Bewunderung für den Montalembert für heute zählte er mit unbequemer Berve die vielen Bekehrungen des katholischen Grafen auf, und rächt sich für dessen Opposition durch diese hinter der feinsten und wohlwollendsten Sprache versteckte Kritik. Guizot vertheidigt die Monarchie als Gründerin der französischen Civilisation, und er umgiebt Ludwig XVI. mit einem Nimbus, welcher der poetischen Uebertreibung Lamartine's keine Schande machte. Aber die Form entschädigt in vielfacher Beziehung für den Inhalt, und in dieser Hinsicht kann Guizot's Rede geradezu als ein Meisterstück hingestellt werden. Die Parallele, welche der Redner zwischen dem hingeschiedenen und dem neugeborenen Akademiker zieht, gehört mit zu den geistreichsten Rednerkünsten und zu den scharfsinnigsten Spielereien, die sich ein Akademiker nur erlauben kann. Im Ganzen lassen beide Reden unerquickt, weil man deutlich aus beiden die Parteimänner heraus hört, und weder den Historiker, noch den Philosophen. Das große Unglück, die namenlose Schande, welcher Frankreich erlegen, war nicht im Stande, sie aus ihren beschränkten Parteianschichten herauszubringen, und der Eine suchte vorzüglich im Klerus, der Andere vorzüglich im Monarchen die einzige Rettung der Zukunft. Vergebens suchen wir nach jenem weiten Ueberblicke, welcher den wahren Philosophen bezeichnet, und wir können auch keinen Augenblick von der Ueberzeugung frei werden, daß Beide noch bis über den Kopf in ihren alten Illusionen und Vorurtheilen stecken. Und doch wieder nicht ein Fünkchen Muth, um die Ungerechtigkeit der kleinen Bezwingen des großen Volkes zu stempeln, wie sie es verdiente, kein Wort der Erinnerung an die exilirten Mitglieder des gelehrten Senats. Die Prinzessin Mathilde, welche unter Begleitung des Generals Carrelet der akademischen Production beiwohnte, mußte am Ende glauben, ihr Cousin sei wirklich ein großer Mann, weil er so viele Unsterblichkeiten unter seiner Zuchttruthe gebeugt zu halten vermag, ohne einen andern Titel, als seine zweimaligen Versuche in Boulogne und Straßburg, und ohne andere Berechtigung, als die eines gelungenen Staats-

streiches. Wie tief gesunken ist aber in der That nicht ein Volk, dessen Bezwinger ein Louis Napoleon sein darf!

Der *Moniteur* und die *Theater* haben sich diese Woche ziemlich nüchtern benommen. — Diese haben eine Bearbeitung eines Romans von Alexander Dumas Sohn gebracht, und jener das neue Wahlgesetz. Ueber Beide ließe sich Vieles sagen, und wir werden vielleicht auch noch darauf zurückkommen. La dame aux camélias von Dumas hat, wie es scheint, ziemlichen Erfolg gehabt, denn die hiesigen Journale sprechen von einem wahren Triumphe, und da läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es nicht durchgefallen sei. Ich selbst hatte vorgezogen, am Tage der ersten Vorstellung, das heißt am Montage, das erste Concert der deutschen Musikerin Wilhelmine Claus zu besuchen. Der entschiedene Erfolg, den ihr erstes Auftreten hatte, bestätigt mein über sie gefälltes Urtheil vollkommen. Sie hat die blasierte *Hautevolée* so sehr zu begeistern verstanden, daß diese eine Fuge von Bach wiederholen ließ. Ein französischer Musiker, der neben mir saß — und ich muß bemerken, daß es ein ziemlich bekannter ist — sagte ganz naiv zu mir: „C'est étonnant, comme toutes les musiques sont jolies, si elles sont bien jouées.“ Hier ist man gewöhnt, auch Chopin nur von dessen Schülern zu hören, die dem Meister das Räuspern abgesehen; und die Ueberraschung war um so größer, eine so mächtige Wirkung durch eine ganz eigenthümliche Auffassung erzielt zu sehen.

Ihr zweites Concert ist bereits angekündigt, und die Theilnahme des Publicums äußert sich schon, noch ehe die Kritik ihr aufmunterndes Wort sprechen konnte, da die musikalischen Berichte hier erst am Dienstage zu erscheinen pflegen. Ernst hat diese Woche sein Abschiedsconcert gegeben, und wie sich das bei einem Künstler wie Heinrich Ernst von selbst versteht, war der Erfolg ein außerordentlicher. Er verstand seine Zuhörer förmlich zu magnetisiren, und der Zauber hörte erst mit dem letzten Geigenstriche auf. Ernst begiebt sich mit seinem Freunde Hector Berlioz nach Weimar, um der Aufführung von dessen *Benvenuto Cellini* beizuwohnen. Und nun zum *Fidelio*.

Der deutschen Musik hat Hiller doch den besten Triumph bereitet. Paris hat sich herabgelassen, en grande toilette bei der ersten Vorstellung des „*Fidelio*“ in der italienischen Oper zu erscheinen. Der Präsident der Republik, der Prinz u. s. w. war in höchsteigener Person gekommen, um mit höchsten und zukünftig allerhöchsten Händen Beifall zu klatschen. Er war bis zum Ende geblieben und hörte zwei Ouverturen, welche Hiller durch sein Orchester aufführen ließ, und es mochten ihm wol sonderbare Gedanken durch den Kopf gegangen sein, als das Chor der Gefangenen sein Ohr berührte. Die geheime Polizei, welche an den Abenden, wo der Präsident das Theater besucht, gewöhnlich sehr gut vertreten ist, nahm auch Aergerniß an dieser unpassenden Erinnerung, und während sonst fast bei jeder Scene applaudirt wurde, wurde nach dem Schlusse des ersten Actes

in einigen Tagen eine ziemlich zischende Opposition laut. Sie sehen, wir kommen aus der Politik nicht heraus, auch bei Beethoven nicht, und ein unschuldiger Theaterchor kann durch Zusammentreffen von Umständen qualificirter Hochverrath werden. Der Präsident war ruhig, wie gewöhnlich, wir wagen aber darum nicht, zu behaupten, daß der neue Polizeiminister nicht Anlaß nehmen wird, aus nationalem Patriotismus den zweiten Besuch dieser Eindringlinge sich zu verbitten. Was nun die Aufführung betrifft, so verdient unser Hiller wirklich alles Lob: erstens für den Muth, mit einem so ernsten, durch und durch deutschen Werke hervorgetreten zu sein, und zweitens für das, was er aus dem Orchester und den italienischen Sängern zu machen gewußt. Wer einen Begriff von einem welschen Theaterpersonale hat, wer weiß, wie das gewöhnt ist, die allerneuesten Opern im Schlafe zu singen, und gleich a vista als alte Bekannte herunter zu gurgeln, der wird zu würdigen verstehen, was der deutsche Musiker hier geleistet. Das Orchester, das seit Jahren darauf beschränkt ist, sein einförmiges „Drummdrumm“ herunter zu geigen, schien sich fast gegen die eigene ehrenvolle Erhebung zu sträuben, aber der dictatorische Stab des Maestro behielt Recht, und die Herren gehorchten mit einer Disciplin, welche dem Belagerungszustande Ehre macht, und selbst Louis Napoleon Respect einflößen mußte. Beide Ouverturen, auch die große in E-dur, welche vor dem Schlusse des zweiten Actes gespielt wurden, machten sichtlich Eindruck, so wie überhaupt die ganze Oper mit großer Aufmerksamkeit angehört wurde, was bei einem italienischen Opernpublicum viel sagen will. Das französisch-italienische Auditorium wurde fast so sehr in Athem gehalten, wie der Kapellmeister selbst, und man sah den Leuten die Ueberraschung an, noch so viel ästhetisches Gefühl an sich zu entdecken, mehr als den Namen des Verfassers gut zu finden. Die Besetzung ließ leider sehr viel zu wünschen übrig, und was außer Hiller's Bereich fällt, nämlich Chöre und Orchester weggerechnet, war alles mittelmäßig. Nur Beletti, welcher den Rollo sang, war auf der Höhe seiner Aufgabe, was von der Crivelli durchaus nicht und in keinem Punkte gilt. Sie ist keinen Moment begeistert, und macht den Eindruck, als ob sie den Text ihrer Rolle eben so wenig verstände, als das Publicum. Sie versteht auch in dieser Rolle nicht Mittelpunkt zu werden, und wie die Schröder die Mitspielenden zu elektrisiren und mit sich fortzureißen. Sie singt und spielt, weil sie bezahlt ist, sie singt zuweilen schön, weil sie eine schöne Stimme, und wider ihren Willen Etwas gelernt hat, aber es geht nie Etwas in ihr vor, und Beethoven hat sie nicht mehr gepackt, als Verdi und Donizetti. Die Andern, wie gesagt, mit Ausnahme Beletti's, waren noch unbedeutender, und es ist um so erfreulicher, daß die Oper dennoch durchgedrungen hat. Die italienische Clique, die Söldlinge der Verleger des modernen transalpinischen Singsangs, werden freilich ein Jetergeschrei erheben, aber es hilft ihnen doch Nichts, man wird die Oper oft wieder hören können, und wenn Hiller Energie genug haben darf, kann Fidelio auf

dem Repertoire bleiben, und das ist ein großer Gewinn. Die Leute müssen endlich zum Bewußtsein kommen, daß man auch ohne gezwungene und unnatürliche Effecte, ohne Gewaltschreie und Spectakel einen musikalischen Genuß haben kann. Das Pariser Publicum wird vielleicht endlich einsehen lernen, daß Reichthum der Instrumentation organisch mit der dramatischen Melodie verwachsen sein kann, und nicht, wie zuweilen beim französischen Meyerbeer, oder immer beim ganz französischen Berlioz, übertriebene Effecthascherei und marktchreierische Lärmfucht. Hiller hat jedenfalls ein verdienstliches Werk vollbracht, schon aus dem Grunde, daß er die hiesigen Musiker wieder zur Discussion zwingt. Sie werden wüthend über ihn herfallen, und vielleicht schlägt ihn ein heißblütiger Italiener todt, vielleicht ersticht ihn ein Franzose aus Nationaleitelkeit — das macht aber Nichts — der Fidelio hat ihnen doch ein Guckucksei ins Nest gelegt, und Auber, Adam, Halevy, e tutti garanti werden zur überraschenden Einsicht gelangen, daß sie den soliden Geschmack noch nicht ganz zum Verenden gebracht. Ueberdies ist die Oper mit größtem Erfolge bis jetzt zwei Mal wiederholt worden.

Auf den anderen Bühnen ist nur wenig los, und wer jetzt über das französische Theater zu schreiben gezwungen ist, hat eine schwierige Aufgabe. Fast will es uns bedünken, daß den Franzosen über der Verblüffung nach dem zweiten December der Witz ausgegangen ist. Sie sind zu gute Speculanten, um nicht zu begreifen, daß sich in diesem Augenblick ein guter gesunder Kernspäß vortrefflich rentiren müßte, und wenn sie nicht mit einem solchen hervorrücken, ist blos ihre Ohnmacht schuld daran. Die große Oper, das Théâtre Français leben nur von Versprechungen und ihrem alten Repertoire. — Die Boulevardtheater kehren dem Vampyre und anderen Hexereien den Rücken, um den Fischweibern in die Arme zu fallen, aber das sind auch erst zukünftige Productionen, die Gegenwart bietet uns Nichts, und Musard Vater und Sohn sind die einzigen zwei Personen in Paris, die so recht Bewegung in unser Leben zu bringen wissen. Je weniger die Theaterdichter thun, um so thätiger sind unsre Schauspielerinnen, und wenn wir der bösen Fama des Foyers trauen dürfen, wird der Carneval nicht ohne Faschingsspäße vorübergehen. Seit die Polizei verboten hat, in den Foyer's von Politik zu sprechen, hält die Chronique scandaleuse wieder das Terrain allein besetzt, und ich könnte, wie Döbler mit seinen Sträußchen, die Cancans über den Rhein werfen ohne Ende, und so lange es nur gewünscht wird. Am komischsten ist die Heirathswuth, welche sich der schauspielenden Damenwelt bemächtigt hat. — Ich weiß nicht, ob der zweite December neben der Gesellschaft auch die Moral gerettet hat, genug, die Schauspielerinnen, die kleinen Sünderinnen von allen Bühnen wollen sich befehren und gute Hausfrauen werden, nachdem sie Frauen von Haus aus gewesen. Mademoiselle Doche vom Vaudeville, die zu den berühmtesten Schauspielerinnen gehört — und zwar ist die markirteste Seite dieser Berühmtheit nicht die dramatische, — hat ihr Auge

auf einen jungen Feuilletonisten geworfen. Herr Adolphy Griffe, welcher durch das Ereigniß des zweiten Decembers um seinen kritischen Sitz und um seine kritische Stimme in Victor Hugo's Avènement gekommen ist, scheint für das Uebermaß von Fanatismus, dem er in seinen Anschauungen, wie in seinem Stücke gleich stark gehuldigt, in der Unromantik der Ehe Buße thun zu wollen. Mlle. Doche, die sonst eben nicht difficile ist, stellte diesmal, wo es pour le bon motif gilt, doch eine Bedingung ihrer Einwilligung. Sie verlangt, daß ihr künftiger Gatte wenigstens ein spanisches Ordensband im Knopfloch habe. Sie findet es für so leicht, einen solchen Orden zu besitzen, daß es eine Schande ist ihn nicht zu haben. Herr Griffe wußte sich nicht anders zu helfen, als durch Verse an die neugeborne spanische Prinzessin, und da er seine Poesie in seiner hyperpoetischen Prosa vollkommen erschöpft hat, ging er seinen Freund Theodor Banville um diesen Freundschaftsdienst an. Die Verse sind auch schon auf dem Wege, und mit umgehender Post wird der Orden zurück erwartet. — Fräulein Judith am Theater Français hat ihren Holofernes im Descendenten eines reichen Fabrikanten gefunden, und Diesem, wie ihre Namens- und Familienschwester, gehörig den Kopf verdreht. Von den anderen dramatischen Ehen spreche ich nicht, weil sie ihrer Verwirklichung nicht so nahe sind als die eben erwähnten. Ich will Ihnen daher eine andere Begebenheit erzählen, welche auch mit der schauspielernden Damenwelt in Beziehung steht. Wenn sie zu kindisch und frivol für Ihr ehrbares deutsches Blatt ist, so bedenken Sie, daß ich aus Paris schreibe, wo man jetzt sehr frivol, aber sehr bankrott an Wig ist.

Ein hoher Beamter hatte ein zärtliches Verhältniß mit einer Schauspielerin von den Variétés, und Diese erfreute sich ausnahmsweise seiner langen Guld. Er überhäufte sie mit vielen Aufmerksamkeiten, und unter anderen merkwürdigen Geschenken, die er ihr gemacht, befanden sich auch fünftausend Loose einer Lotterie, welche durch einen Treffer anderer Art bald verdunkelt wurde. Die Schauspielerin zog die Nieten und der Beamte machte den Treffer. Die Incompatibilität der Stellungen wurde durch diesen unerwarteten Gewinn so groß, daß die Schauspielerin mit der Lotterie zugleich vergessen wurde. Sie fing bereits mit der diesen Damen eigenen Philosophie an, sich in ihr Schicksal zu fügen, als eine Erinnerung an die Freundin von ehemals den erwähnten Beamten überkam, und dieselbe durch eine officiële Einladung in jene Räume beschieden wurde, die sie so oft besucht hatte. Die Stunde des Rendezvous war auf neun Uhr Abends festgesetzt, und Mlle. G. war pünktlicher als ihr hoher Freund, der, wie man ihr ankündigte, durch außerordentliche Staatsangelegenheiten abgehalten war. Sie sollte warten — nur warten. Die Zeit verging, und unsre Schauspielerin, auf die unbestimmte Dauer politischer Discussionen calculirend, beschloß sich das Warten so bequem zu machen, als eine Dame nur immer das Recht hat. Die neue Situation übte bald ihren wohlthätigen Einfluß auf die Stimmung der dramatischen Muse, und sie schlief ruhig ein. Von den süßesten Träumen

umgaukelt, wurde sie von fernem Schalle geöffneter und zugeschlagener Thüren geweckt. An jener Thür, die sonst geräuschlos und ohne Ceremonie sich zu öffnen pflegte, hörte sie zwei Lakaien den Prinzen ihres Herzens laut und steif anmelden, und dieser ungewohnte Apparat des strengsten Ceremoniells verursachte ihr eine so starke Bewegung, daß die bühnengeübte Heldin in die fatalste Situation eines feigen Soldaten gerieth. Ihr Freund kam, und obgleich er als feinnasiger Staatsmann aller Wahrscheinlichkeit nach sogleich errathen, was vorgegangen, ließ er doch aus schuldiger Schonung und Galanterie gegen das schöne Geschlecht Nichts merken.

Mlle C. glaubte es ihrer vervielfachten Liebenswürdigkeit danken zu können, daß der Unfall unentdeckt geblieben, und sie wurde in dieser Meinung bestärkt, als sie nach einigen Tagen ein Briefchen erhielt, in welchem sich drei tausend Frankennoten befanden. Allein der geschriebene Inhalt riß sie aus ihrer glücklichen Täuschung. Man sagte ihr nämlich die schmeichelhaftesten Dinge über ihre Liebenswürdigkeit, entschuldigte aber am Schlusse, daß man das Geschenk nicht in Gold gemacht, mit der Vermuthung, daß der Dame Papier vielleicht angenehmer sein dürfte.

Der Constablerismus.

Unter diesem Namen sei hier eine merkwürdige Krankheit bezeichnet, welche gegenwärtig in Deutschland grassirt, sehr ansteckend ist, und den Kranken viel Haarsträuben, Schauer und acute Wuthanfalle verursacht, auf welche die entsprechenden Abspannungen folgen. Da dieses Leiden in der Regel nur gute Menschen und loyale Gemüther ergreift, so ist es um so schrecklicher. Einige Beispiele werden das Wesen dieses seltsamen Zustandes deutlich machen.

Schreiber dieses kehrte einst am Abend von einer Reise zu seiner Familie auf dem Lande zurück. Er fand das Hofthor vor der gewöhnlichen Stunde geschlossen. Eine Nachtpatrouille in Hemdsärmeln mit Art, Heugabeln und Laterne bewaffnet, läßt ihn zögernd und mit langen Gesichtern ein. Hausmädchen sehen scheu mit bleichen Wangen aus einem Spalt der zugehaltenen Küchentür auf den Eintretenden. Als er den Griff der Stubenthür faßt, fahren die Stubenbewohner schreiend von ihren Stühlen auf, und schicken sich an, die Hände zu ringen, statt ihm entgegenzueilen. Der Angekommene legt sich verwundert und ermüdet ins Bett, und löscht das Licht aus. Nach einer Weile stößt er an den Leuchter, der Leuchter fällt klirrend auf den Stiefelknecht. Augenblicklich erhebt sich im Hause ein Flüstern. Es trippelt auf der Flur, es knarrt auf der Treppe. Leise Stimmen fragen durch das Schlüsselloch, ob er noch lebe? Feine Stimmchen fangen an zu schluchzen.